

ABSCHIED VON WOLHYNIEN

VON BERNHARD SCHWARZ

In der Nacht zum 20. Januar 1940 verwandelt sich das Städtchen Tutschyn in ein Heerlager. Auf den vereisten Straßen von Osten, aus den deutschen Kolonien nächst der alten russischen Grenze rollt Stunde um Stunde Wagen auf Wagen heran. Da sind die Wirte von Amelyn und Woronow, von Antonowka, von Jadschin und Tscheslawin, von Zelanka und Majdan. Zehn hier, zwölf oder zwanzig dort. In der Dunkelheit der Gassen, aus deren Häusern bisweilen der trübe, gelbe Schimmer einer Öllampe dringt und an den Fenstern die Schatten neugieriger Gesichter zeichnet, ziehen die Gespanne vorwärts, unruhig die Pferde, knarrend und holpernd die Wagen. Die Nacht ist bitterkalt und finster. Nur der Schnee vor den Hufen und von den niedrigen Hüttendächern gibt ein dämmeriges Licht. Die letzten Deutschen ziehen in Tutschyn ein.

Die Deutschen haben Abschied genommen. Als es Abend wurde, haben sie die Wagen hervorgeholt, die langen Leitern wie zur Ernte darauf getan und die Achsen noch einmal geschmiert. Mehl und Hafer in vollen Säcken, Speck und Fleisch und Brot haben sie geladen. Sie wollen, wenn sie auch alles verlassen, nicht mit leeren Händen kommen. Sie wollen sagen: Seht, das wuchs auf meinem Acker, das stand in meinem Stall dort hinten in Wolhynien. Als uns der Vater Hitler rief, da haben wir alles verlassen; aber die Ernte bringen wir ihm noch mit!

So wollen sie sprechen, wenn sie nach Deutschland ziehen, in das Land, das ihnen Sage und Sehnsucht ist, unbekannt, aber heiß geliebt, das Reich, in dessen offene Arme sie jetzt glücklich eingehen. Und verstohlen legen sie noch ein paar Habseligkeiten auf die Fuhre, von altem Hausrat ein Stück, das ihnen das teuerste war und vielleicht noch aus Ältervaters Zeit stammt, die Meerschaumpfeife und die alte Bibel. Dann werden die Pferde aus dem Stall geführt. Sie dampfen vor Wärme und Mut. Die lange Rast im Stall hat ihr Fell prall und dicht gemacht. Jetzt scharren sie unruhig im Schnee und rucken in den Strängen.

Stumm und benommen stehen die Ukrainer, Männer, Frauen, Kinder, am Hoftor und sehen dem Aufbruch zu. Sie haben es bis zur Stunde nicht glauben wollen, daß die Deutschen fahren, daß mitten im Winter ein ganzes Volk fährt. Als die Kommission in der Kolonie war, sind sie selber hingegangen und haben sich vor den deutschen Kommissar gestellt, sie wollten alle mit, alle nach Deutschland. Nehmt uns mit, um Gott und der Heiligen willen, nehmt uns mit! Wir wollen nicht mehr den Hunger, den Kerker, die Knute, die unser waren, solange wir denken. Sie haben dem deutschen Kommissar die Hände geküßt, haben gebeten und gebettelt. Aber es war vergeblich. Dann haben sie gehofft, daß die Deutschen doch noch da bleiben würden, denn es ist viel Zeit verstrichen, seit die Kommission wieder abfuhr. Sie sind zu den deutschen Wirten gegangen und haben gesagt: Hier steht dein Haus, oder ist es nicht deines? Hat dein Vater es nicht gebaut, als der Richter ihm das Land bestätigte? Du aber willst wahr und wahrhaftig weggehen von deinem Land? Wer soll dein Vieh versorgen? Es wird verhungern. Wer soll dein Land bestellen? Denn es wird verkommen. Bleibt bei uns, Deutsche. Seid ihr es nicht gewesen, denen Gott das Land gesegnet hat?

Und jetzt ist die letzte Stunde gekommen. Der Wirt hat den schwarzen, dicken Schafpelz um; er reicht bis unter die Stiefelschäfte, und um den Hals legen seine strähnigen, rauhen Zotteln einen wilden Kranz. Der Russe, der sich seit Weihnacht auf dem Hof einquartiert hat, ist fortgegangen. Da wandert der Deutsche noch einmal mit schweren Schritten durch das ganze Haus. Er klinkt die Stubentür auf, in der Stube stehen Tisch und Bänke wie je; sogar die Tischdecke liegt da, als habe sie die Frau gerade aufgelegt. Vom Webstuhl ist die letzte Webe genommen; das Schiffchen ist still geworden. Der Lehnstuhl in der Fensterecke, auf dem Großmutter und Mutter vor ihrem Tode ausruhten, ist leer. Wer wird an ihrer Stelle dort sitzen und warten? Hinter der Herdbank die Kessel und Töpfe blitzen längst nicht mehr so blank, wie sie die Wirtin scheuerte. Aber vor dem Ofen liegt wie immer Scheit und Kien für die Glut. Und im Winkel noch die Puppenwiege mit Puppe und Strohbettchen...

Es schallt seltsam leer und dumpf im Hause, wie der Wirt die Stiege nach unten steigt. An der Schwelle hält er inne. Im Türgebälk findet er das geschnitzte Zeichen, ein Kreuz und darunter zwei Buch-

staben, A. S., den Namen des Vaters, als er den Balken zum neuen Hause setzte. Es wird kein anderer Name mehr darunter stehen. Keiner wird die Reihe fortsetzen.

Ist es Untreue, daß ich gehe? denkt der Wirt. Oder ist es nicht die größere Treue? Ihm ist, als flösse ihm durch die Hand, die auf dem geschnitzten Zeichen ruht, Kraft und Glauben zu. Da lösen sich langsam seine Finger.

Fortgehen ohne Wiederkehr. Fort von der Mühsal ungezählter Sommer, von der Not dreier Geschlechter, aber auch fort von dem Segen, der spät erst kam, nachdem Ältervater und Vater sich totgearbeitet hatten; fort von dem heiß errungenen Lohne dieses Landes, vom Haus, der Scheuer voll Weizen, den Ställen mit den feisten Rindern, den Schweinen und Kälbern. Und fort von den zehn Deßjatinen Erde, in denen Blut und Schweiß versickert ist.

Als der Wirt in den Stall tritt, schlägt ihm der Stalldunst in einer warmen Wolke entgegen. Mit stumpfer Neugier drehen sich die breiten Köpfe der Rinder ihm zu. Zu jedem tritt er hin, schüttet ihm noch einmal vor und klopft die zotteligen Weichen. Dem Kalb, das seit drei Monaten neben der Kuh steht, kraut er das rauhe Gewölle an der Stirn und bindet ihm die Halskette länger. Es antwortet der kargen Liebkosung mit mutwilligem Zerren.

Dann ist es Zeit. Der Tag steht vor Abend. Die Pferde, die der Ukrainer hält, stampfen voll Ungeduld. Der Wirt tritt zum Wagen und prüft noch einmal den Himmel. In der Dämmerung stehen eisgraue Wolken.

Schnee wird kommen, viel Schnee! sagt der Ukrainer. Wollt ihr wahr und wahrhaftig fahren?

Der Wirt nickt nur; er bindet die Schneekufen an den Leitern noch fester, zieht die Plachte, die dichte graue Leinwand, überm Wagen an und nimmt die Leine. Dann steigt er auf den Bock.

Dort liegt das Haus, des Vaters und sein Haus. Es sollte nicht mehr das Haus des Sohnes werden.

Dort der Garten mit den verschneiten Beeten und den jungen Apfelbäumen. Die Scheune dort und da die Ställe, in denen jetzt die Kühe heiser zu brüllen anfangen.

Der Ukrainer sagt: Lohn es euch Gott, Deutscher! Da ziehen die Pferde ungestüm an und werfen den Wagen fast um. Der Wirt muß die Leine zurückreißen.

Lohns euch Gott, Michal Philippowczyk!

Der Dorfweg, in den das Gespann einlenkt, ist blank gefroren. Die Räder zurren über das holperige Eis. Am Hoftor schreien die ukrainischen Weiber: Kommt wieder, Deutscher! Kommt bald wieder! Der Wirt hört hinter sich noch ihr Rufen und Weinen, das ferner und leiser wird. Aber er tut keinen Blick mehr zum Hof zurück, auf dem jetzt der andere, der Russe, haust.

Im Abendgrauen vergeht der Schnee der Felder mit der sinkenden Dämmerung. Der Wind hat sich gelegt, es ist die stille, atemlose Stunde der Nacht, in die nur das Knarren der Räder auf der harten Straße, das Rasseln der Ketten, das Schnauben und der Huftritt der Pferde gleichförmig und unablässig dringt. Manchmal kommt noch ein Laut von den ukrainischen Wirtschaften herüber, die wie dunkle Flecken scitab und klein im Schnee hocken, ein Ruf, ein Tierlaut. Zuweilen huscht dort drüben wie ein Schatten ein Mensch ins Gehöft. Dann weiß der Wirt, daß man seine Ankunft verkündet, und daß hinter seiner Fuhre die melancholischen Augen der Ukrainer herschauen: Der Deutsche fährt!

Jenseits aber nähert sich das umzäunte, verschneite Geviert des deutschen Friedhofs. Hinter dem entlaubten Heckenzaun ragt Kreuz neben Kreuz in vielen Reihen, und über die Gräber hat der Schneewind eine weiche Hügelwelle geweht. Der Wirt hält an und zieht langsam und andächtig die Pelzmütze vom Kopf.

Der Tod ist niemals sparsam gewesen in Wolhynien. Er hat immer aus dem Vollen geschöpft. Mit Seuchen und Hungersnot, mit Krieg und Bränden, Aufruhr und Vertreibungen, mit Kindersterben, Mißernten und schneidenden Wintern hat er das Seine geholt, unerbittlich, unaufhörlich. Er nahm die Verjagten, die die Granaten und die Armeen tief in die Wälder und Sümpfe getrieben hatten und die darin umkamen, wer weiß wo. Er nahm die Flüchtlinge auf den endlosen Straßen Rußlands und Sibiriens, die, die im Elend starben, die ohne Brot und Krume durch das Land betteln mußten,

die Kinder und die Alten. Und wenn er milde kam, dann nahm er die Fleißigen und Redlichen, die ihr Leben auf dürrer Boden und im gerodeten Wald, im zerfetzten Lande der Schützengräben und Granattrichter oder in der Zinspflicht der adligen Herren vorzeitig verarbeitet und zerrieben hatten, die Frauen, die zwischen vielen Geburten sich vor den Pflug spannten, und die Männer, die dahinter gingen, die sommers das Feld bestellten und die Stubben rodeten und winters meilenweit in der Waldarbeit standen. Der Tod hat sie früh gezeichnet, die wolhynischen Siedler. Zersorgt, zerschuftet, zerquält, so hat er sie sich genommen.

Und drüben liegt Grab an Grab. Der Vater ist dabei und die Mutter, der Ältervater und die Ältermutter, keiner fehlt, der nach Wolhynien kam. Nur er selber, der Wirt. Er sieht das vom Alter grau gewordene Holzkreuz vor sich, das der Vater dem Großvater schnitzte und auf das Grab setzte: Albert Stammer, geboren in Petrikau im Jahre 1840, gestorben in Amelyn 1899. Und er sieht auch das andere Kreuz, das er selber dem Vater schnitt: Rudolf Stammer, in Amelyn geboren 1864 und gestorben 1924. Und nun wird sein eigenes, das ihm der Sohn einmal schneiden soll, nicht daneben stehen. Nein, seins nicht mehr und keins mehr von denen, die nach ihm kommen.

Ihm ist, als müsse er es denen dort unten ins Grab sagen, damit sie ihn verstehen: Die Mutter Deutschland hat uns gerufen, sie holt uns heim, sie braucht uns! Die euch hinausgeschickt hat, verlangt nach uns!

Der Wirt weiß es, sie werden ihn verstehen, werden ihn nicht anklagen, daß er das Land verläßt, das Rodeland, das Blut und Schweiß und Tränen getrunken hat. Aber sie werden vielleicht fragen, warum die Mutter Deutschland erst heute ihre Söhne heimruft, warum nicht damals schon, als sie selbst auf den weiten Straßen Rußlands nach Haus und Hof ausziehen mußten. Sie werden fragen, warum die Mutter Deutschland Entfremdung und Verbannung, Mühsal, Weinen und Not auf ihr Geschlecht häufte...

Aber Fragen, die aus Gräbern kommen, sind frei von Selbstsucht. Sie heischen keine Rechenschaft, kein Wiedergutmachen, nur Treue und Besinnung.

Hinter dem Friedhof versinken jetzt die Hütten. Der Wirt schnalzt mit der Zunge, die beiden Brauen, ungeduldig und ausgeruht, ziehen an und versuchen sich trotz der Glätte in leichtem Trabe. Zuweilen tritt ein Stück Wald an die Wegeseite. Trostlos dürr und verfroren streckt er die Äste in den Abendhimmel, der sie mit tiefen, milchigen Wolkenfetzen durchwabert. Dann bleibt auch der Waldstreifen zurück, und vor dem Gespann liegt nichts als der Weg ins scheinbar Grenzenlose.

Die Pferde halten gut die Spur. Sie wissen, daß jeder ungeschickte Schritt zur Seite, jede falsche Fährte stundenlange Irrwege, Gefahren und Tod bereiten kann, denn der wolhynische Winter ist erbarmungslos, die Wirtschaften sind spärlich und eingeschneit, und die Nacht dauert vierzehn Stunden. Wie eine Rauchwolke schlägt der warme Hauch aus ihren Nüstern und setzt sich in nadelfeinen Eiskristallen am Fell und am Lederzeug ab. Schwer und langsam rinnen die Minuten, denen das Knarren der Räder und das Schnauben der Tiere den Pendelschlag angeben, — eine nach der anderen, immer eine nach der anderen.

Hinter den ersten Höfen von Jadschin, die plötzlich schattenhaft da sind, wird es lebendig. Hunde schlagen jählings an, Rufe hallen aus dem Dunkel, deutsche Worte, über die Straße bewegen sich Lichter, und dort stehen auch Fuhren, zwei, drei, weiter reicht das Auge im Dunkel nicht. Aber es müssen mehr sein, denn viel weiter vorn noch blinken die rötlichen Öllaternen auf. Und dort drüben über den Feldern auf dem Wege von Autoniow schwankt ein ganzer Zug Laternen heran; sie blitzen auf, verschwinden und sind wieder da. Die Wartenden hören das Geräusch der Achsen, das Knirschen und Brechen des Eises in der Raderspur, nun haben die ersten die Straße erreicht, rollen herbei, noch ein paar Schritte, dann werden sie einander gewahr. Die Fuhren halten an, Fragen und Antwort wechseln herüber, dazu ein grimmiges Lachen aus verfrorenem Munde. Da stehen nun die Wirte zwischen den Fuhren beieinander, schütteln sich die Hände und vertreten sich die frostigen Füße. Eine Schnapsflasche geht reihum, das wärmt etwas. Sie wischen sich den eisverkrusteten Bart vom Munde und tun einen guten Schluck.

Da sind die Wirte aus den deutschen Kolonien hinter dem Walde, aus Kamionka und Horodyschtsche. Sie sind seit dem frühen Morgen unterwegs und haben schon drei Meilen hinter sich gebracht, drei Meilen auf vereisten, zerräderten Wegen und durch die Schneewehen im Walde. Viele Male sind sie steckengeblieben, abgerutscht, haben halten, vorspannen und schaufeln müssen. Dem Friedrich Graber ist ein Pferd gestürzt, er bekam es wohl wieder in die Höhe, aber es beginnt jetzt zu lahmen.



OTTO ENGELHARDT-KYFFHÄUSER,
VOLKSDEUTSCHER BAUER AUS WOLHY-
NIEN, FARBIGE KREIDEZEICHNUNG

Der Weitz von Horodyschtsche hat seinen fünfzehnjährigen Sohn mitgebracht, den Ferdinand, der ganz allein seine Fuhre fährt und wie ein erfahrener Bauer zupackt. Er lächelt verlegen, und sein pausbäckiges, verfrorenes Gesicht kriecht noch tiefer in die Pelzmütze, wie es der Vater dem Schnetzler von Lindow erzählt. Und da sind die Wirte aus der langen Reihe von Niespodschiapka; zwei Meilen lang ist ihre Kolonie vor dem Walde. Sie haben zeitlebens viel Sand unter den Pflug geackert, und die Väter mußten sich tief in den Wald hineinroden. Dabei sind sie freilich nicht reich geworden, denn Reichtum ist selten auf dieser Sanddüne in Wolhynien. Aber sie waren gute Wirte. Sie haben Häuser aus Stein gebaut, mit Fenstern und Schornsteinen und Stuben, und mancher ist mit dem Bauen erst vor den Kriegstagen fertig geworden. Da steht das schöne Haus nun für den Fremden, sie aber, sie ziehen alle fort, arm wie der Ältervater gekommen ist, die ganze Habe auf eine Fuhre geladen und zwei Pferde davor gespannt, der Andreas Wunsch mit seiner Tochter Natalia im sechzehnten Jahre, der Adolf Schmidt, Kirchenältester und größter Besitzer in der Kolonie, und sein Sohn Rudolf Schmidt, der seine Wirtschaft am Waldrande befaß, fünf Deßjatinen in die Rodung hinein, der Adolf Marquardt, dessen alten Vater die Pscherwa vor fünfzehn Jahren von seinem Lande vertrieb, daß er an den Sorgen starb, und der Kantor Kraft, der das Kantoratsland selber bestellte und nun an der Spitze herfährt, und mit ihnen viele andere. Ihnen haben sich die Wirte von Zelanka angeschlossen, das vor dem Walde liegt und wo jetzt noch vier schlechte ukrainische Wirtschaften bewohnt sind. Die dreißig Deutschen stehen alle hier auf der Landstraße nach Tutschyn; keiner fehlt, obwohl sie Land hatten und gute Ernten. Aber keiner ist geblieben, aus Zelanka nicht, aus Amelyn nicht, aus Horodyschtsche und aus Kamionka nicht. So ist es in allen Dörfern des weiten Wolhynien.

Die von Amelyn fahren an der Spitze des langen Zuges, der Friedrich Stammer, der Rothbauer, der Lang und noch siebzehn; hinter ihnen die Wirte hinter dem Walde, danach die von Zelanka. Die letzten sind die von Jadschin. Sie horchen noch lange auf das brüllende Vieh in ihren Höfen und suchen, ob sie nicht wie früher immer ein Licht sähen, ein freundliches Fenster, das Fenster ihres Hauses. Dann rücken ihre Fuhren an, und es geht in die schweigsame Nacht. Sie marschieren alle neben den Wagen her, denn es ist bitter kalt geworden; sie schlagen sich mit den Händen die Schenkel und die Schultern und ziehen die Pelzmütze tief über die Stirn. Keine Laterne glimmt mehr, auch in der letzten ist das Öl gefroren. Das Nachtdunkel hat alle Sterne verschlungen, nur der fahle Schein des Schnees zu Seiten des Weges leuchtet dämmerig. Man sieht nur unklar das Brett des Vorderwagens und im Umdrehen zwei nickende Pferdeköpfe. Wenn aber einer stehenbleibt, dann hört er auf eine weite Strecke das unheimliche, unaufhörliche Mahlen der Räder im Eise.

Und es ist, als klänge das Mahlen, das Schnauben, das Räderknarren durch die nächtliche Stille plötzlich von allen Straßen Wolhyniens, von Galizien und den Narewgebieten herüber, auf denen in diesen Tagen tausend und abertausend Deutsche unterwegs sind, auf denen sie alle nach Hause ziehen, ein Triumphzug der Geknechteten, Geschlagenen, Eingekerkerten und Verfemten, der Deutschen in Polen. Es ist in dieser Nacht, als gellten fern von hunderten von Lokomotiven auf allen Bahnhöfen die Abfahrtspfeife her, als höre man die Eisenbahnen rollen mit Frauen, Greisen und Kindern in zahllosen Wagen. Und alle, die auf dem Schienenwege und die auf den winterlichen Straßen tief im Lande, fieberten nur dem einen Ziel entgegen: Deutschland. Der Träumende sieht mitten in der Nacht den hellen Schein am Horizont, den Lichtschein, der von Sonnenuntergang, vom Reiche her, leuchtet. Da gehen die müden Füße auf einmal schneller, die klammen Finger greifen fester die Zügel, die eisverklebten Augen bohren sich schärfer in die Dunkelheit des Weges. Denn drüben liegt das Reich. Sie sind die letzten auf diesem Wege. Die Wirte von Toptscha, von Kolowerta und Maximilianowka, die der alten Russengrenze zunächst wohnten, sind vor einer Woche schon vorbeigezogen. Jetzt sind sie hier die Nachhut. Hinter ihnen gibt es keinen einzigen Deutschen mehr, nur die Toten in den Gräbern, aber die sollen der Erde bleiben, die sie gepflügt und gerodet haben, bis sie sich über ihnen auftut. Hinter ihnen ist nun nichts mehr als der Wald, der unendliche Wald von Korschez bis Sarny und noch viel, viel weiter, Urwald mit Sümpfen und Dickicht. Dahinein haben sich die Väter verbissen, haben dem Walde und dem Sumpf das Fruchtländchen Zoll um Zoll entrissen, haben Breschen gebrochen in die ungeheure Wildnis. Aber die Wildnis hat ihr Lebensmark gefressen. Nun liegen sie auf den Friedhöfen der vielen Kolonien am Waldrand entlang, liegen wie vor dem Feinde gefallen, Mann und Frau, Siedler neben Siedler. Wo könnten sie besser ruhen als hier?

Es ist nur noch eine halbe Meile weit bis Tutschyn. Jeden Markttag sind die Wirte von Jadschin hingefahren, in jedem Herbst haben die Kolonien ihre Ernte zum Juden hierhin gefahren, der sie ihnen billig abnahm, schlecht wog und um jedes Pud zu feilschen begann. Aber so seltsam ist ihnen noch keine Fahrt geworden.

Schon treten die Gebüsche und die Hand voll Bäume, die die Nähe des Horynflusses verraten, wie schwarze Schatten über dem grauen Schnee nahe an den Weg. Aber das Dunkel und die eisklingende Straße machen das Fahren immer schwerer und langsamer. Und die Füße sind ungewohnt, den Weg aus der Heimat leicht zu gehen. In den dicken Pelzstiefeln fangen sie an zu schmerzen, weil sie über die Eisbrocken des Bodens stolpern und abrutschen. Wenn jetzt ein Pferd stürzt oder ein Rad bricht, dann stehen sie hier stundenlang; wahrscheinlich müssen sie bis zum Morgen warten oder bis Hilfe aus der Stadt gekommen ist, müssen warten und können nicht zupacken. Denn was wollen so viele Männer, wo drei, vier in der Finsternis schon nichts ausrichten können, ohne Licht, ohne Werkzeug, mitten im harten Schnee.

Auf den Lippen und in den Augen spüren sie, daß es sachte zu schneien beginnt. Sehen können sie das dünne Flockengeriesel nicht, aber allmählich wird die Straße unter ihren Stiefeln stumpfer. Der Schnee legt sich über die ausgefahrenen, glatten, bröckelnden Spuren, da haben die Pferde festeren Halt und greifen schneller aus. Es geht eine Bewegung durch die Wagenkette.

Die Wirte von Toptscha, von Kolowerta und Maximilianowka, die vor sieben Tagen durch die Dörfer kamen, haben böses Fahren gehabt. Der Januarsturm brach in den Wäldern die Äste von den Bäumen und warf sie über die schmalen, verwilderten, schneeverwehten Schneisen, armdicke, in den Boden



HANS JÜCHSER: RUSSISCHE KIRCHE MIT GLOCKENTURM

Ausstellung „Deutsche Künstler sehen das Generalgouvernement“, Krakau 1942

gefrorene Knüppel. Die Wege, die spärlich und wenig gefahren die Kolonien verbinden, waren verschüttet, so daß sie die Pferde, die Wagen nur mühsam und oft erst mit zwei- und dreifachem Vorspann von der Stelle brachten. Zentimeter um Zentimeter mußte der Vormarsch erkämpft werden, und war die erste Fuhre durch den Engpaß gelangt, dann galt es die nächste, die übernächste, den ganzen Zug schließlich durchzubringen. Im Morgendämmern waren sie aufgebrochen, bis zum Mittag hatten sie erst eine Meile hinter sich, — eine Meile, die sie im Sommer in einer Stunde gefahren sind. Der Nachmittag ging vorüber, aber Schnee und Sturm ließen nicht nach. Was halfen auch Schneekufen unter den Rädern, wenn die Fuhren Schneewall um Schneewall erklimmen müssen, wenn die Fäuste der Männer, die die Wagen vorwärtsdrücken, zu brechen drohen, ohne daß das Gefährt sich vom Fleck bewegen will und wenn die straffen Sehnen der Tiere bald zu zerreißen scheinen? Als es Abend wurde, waren sie noch weit von Tutschyn. In Zelanka hatte sie, zu Tode erschöpft Pferd und Mann, die Nacht nach sechzehnstündigem Treck eingeholt. Da mußten sie bei den deutschen Wirten für ein paar Stunden Schlaf untertreten und um heißes Getränk und eine windgeschützte Wand im Hofe für die Pferde bitten. Dann fielen sie auf die Strohschütte hin und schliefen, als hätten sie den Schlaf seit Lebenslang nachzuholen. Aber weit vor Morgengrauen standen die Fuhren wieder angeschirrt. Sie mußten aufholen, was sie gestern nicht mehr geschafft hatten. Es blieb ihnen nicht gespart. Über Nacht hatte sich der Sturm gelegt. Da faßten sie Mut, und mit Dank und Abschied ging es auf die Fahrt.

Die Wirte aus den Kolonien am Walde, die von Amelyn und Jadschin, folgen ihnen heute, die letzten deutschen Wirte. Der Schnee deckt die Wagenplachten weiß ein. Die erste Müdigkeit des Marsches legt sich auf ihre Augen, sie müssen sie verjagen. Fuhre und Straße brauchen Wachsamkeit.

Da tauchen aus dem Dunkel vorn Lichter auf, Laternenschwenken; Rufe werden laut. Sie pflanzen sich nach hinten durch die Reihe fort. Die ersten Wagen halten. Die Volksdeutschen aus Tutschyn erwarten hier an den ersten Häusern die Bauernwagen und geleiten sie in den Ort. Weiter geht es, an dunklen Türen und kahlen Häusern vorbei. Die Windlichter schwanken jetzt vorn den ersten Wagen voran. So ziehen sie in Tutschyn ein, dem ersten Tagesziel.

Im Hause Anton Barths in Tutschyn kommen heute nacht die Türen nicht zur Ruhe. In der Wohnstube, in die man gleich rechts durch die Bohlentür über den steingepflasterten Hausflur tritt, hat der deutsche Ortsbevollmächtigte, der morgen den letzten Treck zum Bug führen wird, seinen Arbeitstisch aufgestellt. Die Stube ist groß und breit; um Platz zu schaffen, hat Anton Barth sie fast ausgeräumt, nur ein paar rohe, hölzerne Bänke, ein paar Stühle und eine Strohschütte hinter dem Ofen, in dem die Scheite krachen, sind ihre Einrichtung.

Seit sechs Stunden, seit dem Nachmittag, langen die Fuhren aus den deutschen Kolonien ununterbrochen an. Die Bauern schirren auf dem freien Platz hinter der Kirche ab, legen den Pferden alle Decken auf, die sie mitführen, und tun noch einen dicken Pelz obendrauf, binden ihnen den Hafer sack vor, der frisch aus den Vorräten gefüllt ist, und stapfen mit schweren, steifbeinigen Schritten zu Anton Barth hinein. Im Hausflur klopfen sie behutsam und ein bißchen beklommen den Schnee von den Stiefeln, ziehen die Mütze vom Kopf und zögern beim Eintreten, denn das rötliche, warme Licht aus den beiden Petroleumlampen blendet ihre Augen. Es ist ihnen fast, als träten sie hier in den Vorraum des Reiches ein, als begänne hier schon sich ein Stück des großen Wunders zu offenbaren, das sie Deutschland nennen. Der Ortsbevollmächtigte — sie kennen ihn schon seit der Registrierung — reicht ihnen lächelnd die Hand, dann schreiben sie ihren Namen in die Liste ein und schreiben auch ihre Pferde, das Mehl und den Speck, den Hafer und das Bettzeug auf, alles, was sie draußen auf dem Wagen geladen haben.

Anton Barth hat das Bild Adolf Hitlers an die Wand genagelt, ein armseliges Bild freilich, das vielleicht aus einer Zeitung einmal heimlich ausgeschnitten und monatelang unter Gefahren verborgen gehalten wurde. Jetzt hat er es aus dem Kellerversteck hervorgeholt, jetzt darf er es zeigen, darf es an seine Wand nageln, keiner wehrt es ihm. Davon mag es auch geschehen, daß die Menschen in dem Zimmer kein Geräusch machen, daß sie leise kommen und leise gehen. Jeder, der vom Tisch des Ortsbevollmächtigten wegritt, bleibt vor diesem Stück Zeitungspapier stehen. Über sein Gesicht geht ein Schimmer von Vertrauen, von grenzenlosem Vertrauen. Die Unruhe der Fahrt, die Un-



OTTO ENGELHARDT-KYFFHÄUSER, VOLKSDEUTSCHER BAUER AUS WOLHYNIEN. FARBIGE KREIDEZEICHNUNG

gewißheit um Weg, Wetter und Ziel, die die Nerven spannt, schwindet aus ihren Mienen. Verfliegen ist die Müdigkeit des ersten Reisetages, die Augen haben den alten Glanz wieder, den Glanz des ersten Heimkehrglückes.

Im Ofen hält Anton Barth den Teekessel bereit. Jeder schöpft sich seinen Becher voll und spürt die Wärme wohligh durch den Leib strömen und bis in die klammten Fingerspitzen steigen. Aus dem Mantelsack kommt Brot und Geräuchertes zum Vorschein, von dem die Messer breite Kanten absäbeln. Zwischen Essen und Trinken fallen gedämpft die ersten Worte des Gesprächs. Sie sehen sich an, lächelnd und schmatzend, sie kennen sich nur flüchtig, vom Hörensagen oder gar nicht. Mancher ist mit dem anderen verwandt, ohne daß er es wußte. Denn die Kolonien liegen weit voneinander, im Osten, im Norden, im Süden von Tutschyn, Tagereisen weit, und die Arbeit war viel zu hart. Wie soll man sich da kennenlernen. Nun sitzen sie hier in Anton Barths Stube nebeneinander, vom Schicksalswind zusammengeweht, und haben sich einander verbrüdet und geschworen von dieser Stunde an, ohne daß es eines Wortes bedarf. Von morgen ab werden sie in der gleichen Reihe fahren, einer hinter dem anderen, einer so arm und so reich, so glücklich und soviel Hoffnung wie der andere, keiner mehr, keiner weniger als der Hintermann. Sie werden einander beistehen müssen in vieler Mühe, werden frieren bis ins Knochenmark und schwitzen, daß ihnen die Schweißperlen auf der Stirn zu Eistropfen gefrieren, werden Hunger und Durst, Gefahr und Ermattung zu tragen haben. Aber sie werden nicht einen Schritt zögern oder wanken, bis sie die Bugbrücke erreicht haben, bis sie von neuem zu Hause sind, für alle Zeiten wieder zu Hause.

Manchmal gleitet das Gespräch unversehens zurück in die Schreckenstage des Herbstes, als die polnischen Gendarmen kamen und die deutschen Männer wahllos verhafteten. Der Eugen Strauch aus Ruswanka, ein Fünfzigjähriger, mit schlohweißem Haar, fragt, ob jemand etwas von seinem Schwiegersohn, dem Friedrich Anders aus der Kolonie Puchawa, weiß. Die Tochter sitzt mit den drei kleinen Kindern schon in Lodsch und wartet, das er wiederkommt. Nein, niemand hat etwas von ihm gehört. Sie mutmaßen mit gutgemeintem, unbeholfenem Trost: vielleicht ist er schon lange in Deutschland drüben und kann nur nicht zurück, und ein Brief von ihm, — ach, wie könnte denn in diesen Zeiten wohl ein Brief von der Stelle kommen! Aber ein Schatten Trübsal fällt über die Runde. Der Strauch seufzt und vergräbt den sorgenvollen Blick in die Dämmerung der Ofenecke. Aber vom Lehrer aus Woronow wieder ist gute Nachricht da; er hat an den Kantor geschrieben, der Kommissar selber hat den Brief mitgebracht. Er wartet im Reich drüben auf sein Dorf. Die Polen hatten ihn im August verhaftet, durch viele Gefängnisse ist er geschleppt worden, bis ihm endlich die deutschen Truppen das Gefängnistor aufriegelten. Dann ist er bei ihnen geblieben, schreibt er, in Königsberg und Heilsberg, weil er von der Umsiedlung hörte, und nun wartet er, bis er seine Wirte wiedersehen kann.

Da fangen auch die Männer von Horodyschtsche an zu erzählen. Der Weitz und ein paar andere sind in die Wälder geflüchtet, als im September die Hatz auf die Deutschen begann. Dort haben sie zehn Tage lang gehaust. Niemand hat gewußt, wo sie zu finden waren, aber sie selber haben Tag für Tag gespäht, was im Dorfe geschah. Nur der Ferdinand, der Sohn des Weitz, der auch hier im Kreise sitzt, hat ihnen hin und wieder Essen zufahren können. Sie hatten einen Treffpunkt verabredet, dort mußte der Junge von den Haussuchungen, den Bewachungen und Drangsalen erzählen, und die Männer knirschten in ohnmächtiger Wut mit den Zähnen. Die polnischen Gendarmen sind in der Nacht vor die Häuser gekommen, haben die Türen mit dem Gewehrkolben eingeschlagen und nach dem Wirt gefragt. Die Bäuerin haben sie barsch angefahren, sie solle mit der Sprache herausrücken, wo sich der Mann verborgen halte, sonst gehe sie selbst in Arrest, von den kleinen Kindern fort. Aber sie hat geschwiegen. Da stießen sie sie in die Ecke und durchwühlten Stuben und Kammern von oben bis unten. Unter Verwünschungen verließen sie das Haus, aber sie waren am dritten Tage wieder da und am vierten noch einmal.

Davon können auch die von Zelanka berichten und die aus der langen Reihe von Niespodschiapka. Als die Gendarmen kamen, eines Septembermorgens in aller Frühe, — man kann den Weg von Amelyn her schlecht von der Kolonie aus übersehen — da sind sie wie gehetztes Wild in der letzten Sekunde noch hinten über den Gartenzaun geflohen. Später haben sie einen Späherdienst eingerichtet, einen Posten, der von Amelyn her, und einen Posten, der von Ruswanka her die Wege beobachtete, auf denen die Gendarmen kamen. Aber sie brauchten nur noch einmal zu flüchten.

Dann sind eines Tages auf diesen Wegen seltsame Fuhren gesichtet worden, Elendsfuhren mit jammernden Frauen und Kindern, die ein bißchen Habe in ein Bündel geschnürt hatten. Es waren Flüchtlinge aus dem Westen, polnische Offiziers- und Soldatenfrauen, Beamtenfrauen und was sonst noch aus den Städten im Westen kam, denn es mußte, dem Warschauer Rundfunk zum Trotz, nicht gut um die polnischen Heere stehen. Vor den deutschen Wirtschaften luden die Gendarmen die Jammerfracht ab. Und die Deutschen stießen die polnischen Frauen und Kinder nicht von der Tür, sie brachten sie ins Haus, sprachen mit ihnen und redeten ihnen zu, wie man redet, wenn menschliches Elend sich einem unverhohlen auftut. Sie teilten Essen, Trinken und Lager mit ihnen zu derselben Stunde, als in den polnischen Gefängnissen tausende von ihnen durch die Gewehrkegel, durch Fußtritte und Kolbenschläge, durch Strapazen, Hunger und Wunden zugrunde gingen. So nahmen die Deutschen Rache an ihren Feinden.

Bei den Wirten sitzen auch einige, die tief von der südlichen Grenze, von Kuraz und Marjanowka, gekommen sind. Der Michael Vinzenz ist vor ein paar Wochen erst aus Deutschland zurückgekehrt. Er war polnischer Soldat, wurde von Tomaszow von den deutschen Truppen gefangen genommen und ist, als die Umsiedlung begann, über Tage und Wochen lang zu Frau und Kindern zurückgefahren. Nun ist er zum zweiten Male auf dem Wege ins Reich; er erzählt den Nachbarn von drüben, von den fruchtbaren Feldern an der Oder, an der Warthe, von stattlichen Dörfern, reichen Wirtschaften, von deutschen Städten und deutschen Soldaten und vom Führer, der nun auch ihr Führer ist. Das hören die anderen am liebsten, davon könnte er viele Stunden erzählen, alle werden still und keiner fällt ihm ins Wort. Ihre Gedanken fliegen dem Winter und dem Wege voraus.

